

Frankfurter Universitätsreden

1916

GMV 877

IV

Ein altgriechisches Königsideal

Rede zur Kaisersgeburtstagsfeier am
27. Januar 1916

von

Dr. G. von Arnim

o. ö. Professor der Klassischen Philologie

Br

Druck und Verlag von Werner u. Winter, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Frankfurter Universitätsreden 1916

IV

Ein altgriechisches Königsideal

Rede zur Kaisergeburtstagsfeier am
27. Januar 1916

von
Herr
Dr. G. von Arnim
o. ö. Professor der klassischen Philologie

F



Auslieferung für den Buchhandel: Blazet u. Bergmann, Frankfurt a. M.

Hochansehnliche Versammlung! Die jüngste deutsche Universität feiert heute, im Kreise ihrer Lehrer, Schüler und hochgeehrten Gäste, zum zweiten Mal seit ihrem Bestehen, zum zweiten Mal während des großen Krieges das Geburtsfest seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen, wie es heute innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen, überall wo gute Deutsche beisammen sind, als volkstümlicher Festtag begangen wird. Ist es doch der Kaiser, in dessen Person sich für uns der Reichsgedanke lebensvoll verkörpert. Entsprungen aus dem Geschlechte, unter dessen Führung das deutsche Volk seine staatliche Einheit errungen hat, waltet er in gesetzlicher Ausübung seiner verfassungsmäßigen Rechte und in hingebender Erfüllung seiner Herrscherpflichten als oberster Schirmherr der deutschen Einheit, Wohlfahrt und Freiheit. In der Entstehungsgeschichte des Reiches ist es begründet, in dem Herzen des Volkes ist es verankert, daß Kaiser und Reich nicht zu trennen sind. Darum hat jeder Deutsche, mag er wollen oder nicht, ein persönliches inneres Verhältnis zu seinem Kaiser, der, das weiß jeder, in der Zeit der Not nur Deutsche kennt und keine Parteien; und wie Kinder den Geburtstag des Vaters feiern, als höchstes Familienfest, so fühlt sich das Volk am Geburtstag des Kaisers selbst als eine große Familie und erinnert sich am Ehrentage des Familienhauptes seiner Familienpflichten. Noch inniger aber als sonst fühlen wir uns jetzt dem Kaiser verbunden, jetzt während des großen Verteidigungskrieges, den wir für den Fortbestand des Reiches gegen die erobernden Weltmächte, England und Rußland, und ihre abhängigen Helfer führen müssen, jetzt, wo er von den Stimmführern der feindlichen Völker mit Schmähungen und Verläumdungen überhäuft wird. Wir wissen ja, daß sie ihn nur deswegen schmähen, weil er das sichtbare Haupt der deutschen Wehrhaftigkeit ist. Die ist es ja, wie das sinnlose Schlagwort vom preußischen Militarismus zeigt, die sie vernichten wollen und eben dadurch als dauernde Lebensnotwendigkeit für uns erweisen. Aber je mehr sie ihn schmähen, um so königlicher erscheint er uns. Schon der Sokrates-

Schüler Antisthenes hat gesagt: geschmäht zu werden, weil man das Rechte tut — das ist königlich.¹⁾

Jeder von uns kann sich, nach diesem Worte, königlich fühlen, wenn er geschmäht, weil er das Rechte tut, keinen Schatten von Unlust empfindet und durch das ganze deutsche Volk weht jetzt ein Hauch von diesem königlichen Geist. Ist hier das Wort „königlich“ ethisch gebraucht, so liegt doch ein politischer Sinn zugrunde. Antisthenes konnte das Wort „königlich“ nur so anwenden, weil der Königsname für die Griechen, trotz ihrer antimonarchischen Gesinnung und Praxis, immer ein hoher und verehrungswürdiger Name geblieben war, der dem Himmelsgott Zeus zuerkannt wurde, nicht aber den vielen Monarchen, die im Laufe der Geschichte über einzelne griechische Stämme oder Städte zu Zeiten ein persönliches Regiment geführt haben. Die blieben, und wenn sie noch so trefflich und zum Wohle des Volkes regierten, für die Griechen immer Tyrannen. Auch durch die erbittertsten Kämpfe gegen diese Fürsten bekam der Name König (*Βασιλεύς*) für die Griechen nie jenen gehässigen Klang, den der Name *rex* für die Römer hatte, und als im 4. Jahrhundert die griechischen Demokratien sich unfähig erwiesen hatten, der Nation Frieden im Inneren und Macht und Unabhängigkeit nach außen zu verbürgen, konnten diejenigen politischen Theoretiker, die von der Monarchie das Heil erwarteten, den Namen „Tyrann“ auf die schlechten Herrscher beschränken und den Namen *Βασιλεύς* für den guten König, den ersuchten Retter der Gesellschaft in Anspruch nehmen. Manche Theoretiker legten bei dieser Unterscheidung den Gesichtspunkt der staatsrechtlichen Legitimität zugrunde, die durch Anerkennung von Seiten des Volkes, sei es für den einzelnen Herrscher, sei es für eine ganze Dynastie begründet wird, manche aber auch nur Willen und Fähigkeit des Herrschers zum Wohle des ganzen Volkes zu regieren, sodaß für sie selbst der Usurpator kein Tyrann ist, wenn er dies vermag. Zu dieser zweiten Art von Lobsprechern der Monarchie gehört auch Antisthenes, der Begründer des Kynismus, und sein großer Gegner Plato, wenigstens in einem seiner drei erhaltenen politischen Werke, dem Dialog „Politikos“, der zeitlich zwischen den beiden andern in der Mitte steht, zwischen der „Republik“, die Platos besten Mannesjahren, und den „Gesetzen“, die seinem höchsten Alter angehören. Wie sich aus Platos persönlichen Erlebnissen und philosophischer Entwicklung dieses monarchistische Übergangsstadium zwischen der sozial-aristokratischen „Republik“ und dem zwischen Monarchie und Demokratie den Mittelweg suchenden „Gesetzesstaat“ erklären läßt, muß hier unerörtert bleiben.²⁾ Jedenfalls betraf dieser Wandel

seiner politischen Lehre nur deren Oberfläche, ohne ihre tieferen Schichten in Mitleidenschaft zu ziehen. Denn im Grunde hatte er es in allen drei Werken doch nur auf die Herrschaft der Staats- und Rechtswissenschaft abgesehen, die nach seiner Auffassung lehren soll, die für das staatliche Zusammenleben der Menschen normgebenden Ideen in die Wirklichkeit überzuführen. In dem Dialog „Politikos“ erklärt er nun die Alleinherrschaft eines an keine geschriebenen Gesetze gebundenen Königs, in dem die höchste Staatsweisheit verkörpert ist, für das beste Mittel zu diesem Zweck und für die beste Verfassung, alle andern Verfassungen nur für Nothelfer, zu denen die Menschen greifen, wenn kein wahrer König zu finden ist. Daß es einen idealen König in diesem Sinne geben kann, glaubt Plato. Wenn er das nicht glaubte, könnte er nicht, wie er es im „Politikos“ tut, das von Antisthenes aufgestellte Ideal des Königtums als mythisch d. h. utopisch beiseite schieben und ihm sein eignes gegenüberstellen. Freilich, daß ein solcher König schon einmal gelebt habe oder jetzt lebe, behauptet er nicht. Er hofft auf sein Erscheinen in der Zukunft.

Die Polemik mit Antisthenes, auf welche der erste Teil des Dialogs hinausläuft, richtet sich gegen dessen Auffassung des Königs als des Völkerhirten. Der Stifter des Kynismus hatte nämlich dem verderbten Verfassungsleben seiner Zeit als verlorenes und wiederzugewinnendes Ideal einen seligen Naturzustand der Urzeit gegenübergestellt, in dem das Volk von dem Weisen geweidet wurde, wie die Schaafherde von ihrem Hirten.³⁾ Plato deutet dies Naturbild im Sinne eines schrankenlosen Absolutismus, der die Fürsorge für alle Bedürfnisse der Untertanen übernimmt und deshalb für keine individuelle Freiheit Raum läßt. Diesen Standpunkt wollte Plato durch den phantastisch-ironischen Mythos seines „Politikos“ verspotten, in dem er zwei regelmäßig mit einander wechselnde Weltzustände annimmt,⁴⁾ einen, in dem Gott selbst den Weltlauf leitet und auch die einzelnen Völker durch seine Untergötter regieren läßt, und einen andern, in dem die Welt und die Menschheit sich selbst überlassen sind und sich selbst regieren müssen, so gut sie es vermögen. Die Erinnerung an jenen früheren Weltzustand lebt, sagt Plato, in der Sage vom goldenen Zeitalter fort; damals mögen Götter mit jener von Antisthenes geforderten unbeschränkten Gewalt in allseitiger Fürsorge über die selbst aller Sorge und Arbeit entthobene Menschenherde als Hirten gewaltet haben; wir aber leben in der andern Weltperiode, in der kein Gott für uns sorgt und auch kein einzelner Mensch so hoch über seinen Mitmenschen steht, daß er ihnen alle Arbeit und Sorge abnehmen könnte,

in der vielmehr jeder von uns selbst ein Stück der Kulturarbeit tun, und vor allem die Sorge für seinen und der Seinigen Unterhalt selbst übernehmen muß, in der also die Herrscherkunst nicht als ein Inbegriff aller Wissenschaften und Künste, sondern als eine einzelne Wissenschaft und Kunst neben andern aufgefaßt werden muß, wenn auch als die höchste. Plato will also dem falschen kynischen Ideal eines Absolutismus, der den Menschen mit der Arbeit und der Sorge und der fortschreitenden Erkenntnis auch die Freiheit nimmt, einen richtigen Absolutismus gegenüberstellen, bei welchem der oberste Staatslenker die ein ungehemmtes Leben und Weben des Staates begründenden Ideen auf Grund wissenschaftlicher Einsicht mit streng einheitlichem Willen durchzuführen die Macht besitzt, gerade dadurch aber die Freiheit aller den Staat nicht gefährdenden sachkundigen Betätigungen gewährleistet.

Die Herrschertätigkeit setzt also alle gemeinnützigen Künste und Wissenschaften, die durch die Idee eines vollkommenen Menschenlebens gefordert werden, als gegeben voraus. Sie pfuscht diesen nicht ins Handwerk, sondern überläßt es ihnen sich nach ihren eignen Einsichten fortzuentwickeln und zu vervollkommen. Nur daß die Einzelleistungen harmonisch zusammenwirken zum Gedeihen des Ganzen, dafür zu sorgen betrachtet die Königskunst als ihre besondere Aufgabe. Plato veranschaulicht dieses Verhältnis der Herrscherkunst zu den andern Künsten, durch deren Zusammenwirken die Kultur eines Volkes zustandekommt, durch das Verhältnis der Webekunst zu den andern technischen Tätigkeiten, deren kunstgerechte Ausübung vorangegangen sein muß, bis es zum eigentlichen Weben kommt.⁵⁾ Da muß zuerst durch Scheren der Schafe der Rohstoff beschafft werden, dann folgt das Reinigen, Krahen und Krempeln der Wolle, bis sie in solche Form gebracht ist, daß sie zu Fäden gedreht und gesponnen werden kann; und zwar müssen die Fäden, die für den Aufzug bestimmt sind, fester und härter gesponnen werden, weicher und lockerer die, welche als Einschlag dienen sollen. Damit man aber spinnen könne, müssen erst Rocken und Spindel gefertigt werden und das Weben selbst, das in der kunstgerechten Verflechtung der Einschlagfäden mit den Fäden des Aufzugs besteht, kann erst vor sich gehen, wenn Webstuhl und Schiffchen fertig gestellt sind. Alle diese Künste sind in technischer Beziehung selbständig und unabhängig von der Webekunst und werden doch von ihr geleitet durch die Zwecke, die sie ihnen setzt und durch die Forderungen, die sie an ihre Erzeugnisse stellt. In demselben Verhältnis steht die königliche Kunst zu allen Künsten und Gewerben und Wissenschaften, die das Kultursystem ausmachen. Um von ihr eine reine

Darstellung zu gewinnen, müssen wir diese alle, die neben ihr für das Gemeinwesen sorgen, von ihr absondern und unterscheiden.⁶⁾ Zu diesem Zwecke gibt nun Plato eine systematische Übersicht über alle für das Menschenleben erforderlichen Tätigkeiten, die von den der Staatsleitung fernstehenden und leichter von ihr unterscheidbaren zu denen fortschreitet, die inniger mit ihr verbunden sind und leichter mit ihr verwechselt werden können.

Nachdem die Gewinnung der Rohstoffe und die Warenerzeugung in allen ihren Zweigen abge sondert ist samt den Leistungen der Sklaven und freien Lohnarbeiter, ferner die Arbeit der Kaufleute und Bankiers, der Schreiber und Amtsdienner, der Seher und Priester, kommt Plato endlich zu den Männern, die sich in den bestehenden Staatsverfassungen mit der Politik befassen und den Anspruch erheben im Besitz der politischen, der königlichen Kunst zu sein. Dies führt ihn erst zu der Frage nach der besten Staatsverfassung; denn nur in ihr kann der wahre Staatsmann, den wir suchen, gefunden werden. Plato lehnt es ab, mit der herrschenden politischen Theorie das Urteil über die Berechtigung einer Verfassung davon abhängig zu machen, ob einer oder viele über die Staatsgewalt verfügen, ob die Reichen oder die Armen, ob wider Willen oder mit Zustimmung der Beherrschten. Nur darauf komme es an, ob der Inhaber der Staatsgewalt das für die Staatsleitung erforderliche Wissen besitze, welches aber nach der Natur der Sache so selten sei, daß man schon froh sein könne, wenn sich in einem Staate einer oder zwei finden, die es besitzen. Besitzt die Regierung dieses Wissen, so ist selbst das nicht mehr von entscheidender Bedeutung, ob sie nach geschriebenen Gesetzen oder ohne solche regiert.⁸⁾ Das persönliche Regiment eines Wissenden ist sogar der reinen Gesetzesherrschaft unbedingt vorzuziehen. Denn die Ungleichheit der Menschen, die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Zustände und der beständige Strom der Veränderung, in dem sie sich befinden, macht es unmöglich Gesetze zu geben, die auf alle Fälle und auf die Dauer passen. Geschriebene Gesetze sind nur ein Nothbehelf, zu dem man greifen muß, weil der Wissende nicht überall gegenwärtig sein und nicht alles persönlich entscheiden kann. Nur die lebendige, wissenschaftlich durchgebildete Persönlichkeit vermag mit den immer neuen Anforderungen des sich beständig fortentwickelnden Lebens Schritt zu halten, so wie auch die Wissenschaft nur durch mündliche Lehre, nicht durch Schriften fortgepflanzt werden kann.⁹⁾ Darum darf der Staatslenker, wenn er ein Wissender ist, nicht an unabänderliche Gesetze gebunden sein. Könnte doch auch ein Arzt

sich nur höchst mangelhaft betätigen, wenn er in der Behandlung der Kranken an geschriebene Gesetze gebunden wäre und am Schluß jedes Jahres, wie ein demokratischer Losbeamter, vor einem Gerichtshof von Nichtfachmännern Rechenschaft darüber ablegen müßte, ob er auch in jeder Hinsicht bei seinen Kuren die geschriebenen Gesetze beobachtet habe.

Ist ein wahrer König in diesem Sinne nicht vorhanden, dann freilich muß als zweitbesten Zustand eine Regierung anerkannt werden, die sich mit ausnahmsloser Strenge an die von einem Wissenden geschriebenen Gesetze hält. Der schlimmste Zustand im Staat ist der, wo eine nicht im Besitze der wahren Wissenschaft befindliche Regierung sich Gesetzwidrigkeiten erlaubt, nicht zum Wohle der Gesamtheit, sondern aus selbstsüchtigen Motiven. Von den ausschließlich auf geschriebenem Recht beruhenden Verfassungen läßt sich die verfassungsmäßige Monarchie am leichtesten und vollkommensten durchführen, weniger gut und leicht die Aristokratie und erst den dritten Platz in dieser Wert- und Möglichkeitsfolge nimmt die Demokratie ein. Denn je größer die Zahl der an der Ausübung der Staatshoheit beteiligten Personen ist, desto eher werden sich unter ihnen solche befinden, die es an der erforderlichen unbedingten Gesetzestreue fehlen lassen. Dreimal also gibt Plato dem Königtum den Preis: monarchisch ist die göttliche Regierung im goldenen Zeitalter, monarchisch ist der ideale Staat, der von dem Wissenden regiert wird, monarchisch ist auch die beste unter den Verfassungen, in denen die geschriebenen Gesetze unverbrüchlich beobachtet werden. Werden dagegen, wie es die Regel ist, die Gesetze nicht streng eingehalten, dann wächst umgekehrt die Unerträglichkeit des Zustandes in dem Maße wie die Staatsgewalt in wenigeren Händen vereinigt und dadurch in ihrer Macht und Wirksamkeit gesteigert wird. Bei mangelnder Gesetzestreue ist also die Oligarchie schlimmer als die Demokratie und die Tyrannis schlimmer als die Oligarchie. Aus dieser Betrachtung über die Wertfolge der 7 genannten Verfassungsformen folgert nun unser Philosoph, daß der wahre Staatsmann, den wir suchen, nur in dem über den Gesetzen stehenden, aus lebendiger Wissenschaft unumschränkt waltenden König zu erkennen ist. Seine vollkommene Einsicht in das Wesen der Herrscherkunst wird ihn sicherer verhindern die dieser gezogenen Grenzen zu überschreiten, als es irgend ein geschriebener Verfassungsparagraph vermöchte.¹⁰⁾

Nachdem durch diese Betrachtung über die Verfassungsformen auch die sogenannten Staatsmänner, die aber im Grunde gar keine Staatsmänner, sondern Gaukler und Sophisten sind, die sich das Ansehen von

Staatsmännern geben — nachdem auch diese von dem wahren Staatsmann unterschieden und abgefordert sind, bleiben nur noch drei Künste abzuordnen, die mit der Herrscherkunst in innigster Verbindung stehen als ihre obersten Dienerinnen und Gehilfinnen: die Feldherrnkunst, die richterliche Kunst und diejenige rednerisch-schriftstellerische Kunst, die sich in den Dienst des Idealen stellt und dadurch dem König regieren hilft.¹¹⁾ Die rednerisch-schriftstellerische Kunst ist die Kunst der Überredung, die auf nicht streng wissenschaftlichem Wege in der Masse des Volkes Überzeugungen hervorruft. Wie das zu machen sei, das ist ihre Sache; darin darf die Regierungskunst sich nicht einmischen; welche Überzeugungen aber sie durch Überredung verbreiten darf und ob zur Erfüllung gewisser Pflichten gegen den Staat die Bürger überredet oder mittelst der staatlichen Befehlsgewalt genötigt werden sollen, das zu entscheiden ist Sache der obersten Staatsleitung. Hierher gehört z. B. die Frage, ob allgemeine Wehrpflicht bestehen soll oder, wie in manchen Ländern, die Bürger durch Überredung bestimmt werden sollen, sich anwerben zu lassen. Eine Oberaufsicht des Staates über die Literatur ist hiermit gefordert, aber nicht über die Wissenschaft. Die Kriegs- und Feldherrnkunst versteht sich darauf, wie man den Krieg führen soll. Das ist ihre Sache, darin darf sich der König als Staatslenker nicht einmischen. Dagegen steht die Entscheidung, ob man einen Streit mit auswärtigen Staaten durch friedliche Verhandlung oder durch Krieg zum Austrag bringen soll, ausschließlich der obersten Staatsleitung zu. Die Kunst des Richters besteht darin, die geltenden Rechtsätze auf die vorkommenden Rechtsstreitigkeiten anzuwenden und sich weder durch Geschenke, noch durch Furcht, Mitleid, Haß, Liebe oder irgendeine andere Leidenschaft an der sinnmäßigen Anwendung dieser Rechtsätze hindern zu lassen. Die Gesetzgebungskunst dagegen, welche diese Rechtsätze aufzustellen hat, ist ein Teil der Herrscherkunst selbst und nicht von ihr zu trennen.

So sind also alle Künste und Wissenschaften in ihrem inneren technischen Betrieb von der Regierungskunst unabhängig und sind doch alle, selbst die größten unter ihnen, ihrer Winke gewärtig und bestrebt ihr die Fäden zu liefern, die sie für ihr Gewebe braucht. Denn das Zusammenweben der jedesmal vorhandenen Fäden zu einem schönen Gewebe ist das innerste Wesen der höchsten Staatsleitung. Diese Aufgabe soll sie aber nicht nur an den einzelnen Künsten und Wissenschaften erfüllen, sondern auch gegenüber den gegensätzlichen Geistesrichtungen und Gesinnungs- und Charaktertypen, welche das Volksleben polarisierend zu erzeugen pflegt. Denn im Kampf des

Lebens kämpft zumeist nicht Gutes gegen Schlechtes, Berechtigtes gegen Unberechtigtes, sondern ein relativ Berechtigtes gegen ein andres ebenfalls relativ Berechtigtes.¹²⁾ Solche Streitigkeiten zu versöhnen, indem man beide streitende Teile zu einer höheren Auffassung ihrer Interessen erhebt, ist das A und O königlicher Weisheit. Der tiefste Grund des Streites unter Guten ist, nach Plato, daß es zwei Tugenden gibt, Tapferkeit und Besonnenheit, die in der angeborenen Anlage der einzelnen Menschen gewöhnlich getrennt auftreten, die aber, um nicht durch einseitige Ausbildung aus Tugenden Fehler zu werden, der gegenseitigen Ergänzung durcheinander bedürfen. Den tatkräftigen Naturen fällt es schwer, wenn sie nur sich selbst und ihrem angeborenen raschen Triebe folgen, die für die Wissenschaft erforderliche Ruhe und Geduld und die für die Gerechtigkeit erforderliche Behutsamkeit und Vorsicht aufzubringen. Andererseits verlieren sich die besonnenen und friedlichen Naturen nur allzuleicht in die Gefilde bloßer Betrachtung, aus der keine rettende Tat entspringt. Aus ihrer bescheidenen und friedfertigen Gesinnung entspringt leicht ein Absichtsstehen von den Kämpfen des Tages, ein Sichselbstgenügen, das für den Staat höchst gefährlich werden kann, wenn es die Herrschaft über den öffentlichen Geist erlangt. Denn dann führt es im Verhältnis zu den Nachbarstaaten zu einer schwächlichen Friedenspolitik. Dann geht die Wehrhaftigkeit dem Volke verloren und die Folge ist oft, daß es auch seine Freiheit und Unabhängigkeit und völkische Einheit einbüßt. Wenn umgekehrt der energische, tapfere, unternehmungslustige Geist ein allzugroßes Übergewicht erlangt, so entsteht ein übler Militarismus, der den Krieg nicht als Mittel zu einem guten Frieden, sondern um seiner selbst willen hochschätzt und den Staat durch Ehrgeiz und Herrschsucht aus einem Krieg in den andern treibt, bis er sich einer übermächtigen Coalition gegenüber sieht, die seine Vernichtung herbeiführt. Da muß nun der leitende Staatsmann eingreifen und wie der Webermeister die harten und festen Fäden für den Aufzug, die weichen und lockeren für den Einschlag benützt, so muß der König diese einander widerstrebenden Sinnesarten mit einander verflechten und verweben. Das kann ihm nur gelingen, wenn er das Bildungs- und Erziehungsweisen überwacht und leitet, ganz so wie die Webekunst das Reinigen und Krempeln und Spinnen der Wolle beaufsichtigt, damit ihr brauchbare Fäden für ihr Gewebe geliefert werden. Schon die Schule muß auf die Mischung und Ausgleichung der Sinnesarten hinarbeiten und darf nicht einen Lehrplan haben, der durch seine Einseitigkeit diesem Zwecke zuwiderläuft. Auch muß die Schule auslesend wirken. Schüler, die einen

unverbesserlichen Mangel an sittlichem Gefühl zeigen, müssen vom Staatsleben ausgeschlossen werden; Schüler von unverbesserlichem Stumpfsinn dürfen nur als Sklaven verwendet werden. Daß Plato hier dem Erziehungs- und Bildungswesen so große Bedeutung für den Staat zuschreibt und die Beaufsichtigung desselben zu den wichtigsten Aufgaben der Staatsleitung rechnet, steht ganz im Einklang mit den Forderungen seiner beiden anderen politischen Werke. Von dem Zusammenwirken musischer und gymnastischer Erziehung erwartet Plato in der „Republik“ ganz ähnliche Wirkungen wie sie im „Politikos“ als Ausgleichung zwischen Tapferkeit und Besonnenheit geschildert werden. Aber nicht nur die Jugendziehung, sondern die ganze Staatsverwaltung muß darauf angelegt sein die Tapfern und die Besonnenen auf jede Weise aneinanderzuketten, auf daß der Gegensatz ihrer Sinnesart nicht zu gefährlichen Parteilagen im Staate führe. Das höhere Seelenleben der beiden Menschenarten muß durch ein göttliches Band, das niedere durch menschliche Bande zusammengekettet werden. Das göttliche Band ist ein beiden gemeinsamer festbegründeter Glaube an die Ideen des Guten und Schönen und der Gerechtigkeit.¹³⁾ Durch diesen Glauben wird die tatkräftige Natur, die ohne ihn verwildern würde, bezähmt und besänftigt. Denn der Wille zur Gerechtigkeit nötigt dem allzu Raschen und Feurigen Vorsicht und Behutsamkeit auf. Der allzu Friedsame und Geruhige dagegen, der ohne den Glauben an diese Ideen in schwächliche Gutmütigkeit versinken würde, wird durch ihn erst zu einem brauchbaren Staatsbürger gemacht. Denn nur der ist ein brauchbarer Staatsbürger, der Ungerechtigkeit, sei es im Innern des Staates, sei es im Verhältnis der Staaten zu einander, mit jenem Zorn erfüllt, aus dem die besten Taten entspringen.¹⁴⁾ Sind diese beiden Menschenarten erst einmal durch das göttliche Band des gemeinsamen Glaubens aneinander gekettet, dann kann es dem Staatslenker nicht schwer fallen sie auch weiter durch menschliche Bande zu verknüpfen. An sich neigen ja die beiden Menschenarten dazu, sich durch Inzucht immer mehr in einseitiger Richtung auszubilden, indem sich die tapferen zu den tapferen und die besonnenen zu den besonnenen Wesen in Liebe hingezogen fühlen und mit ihnen Ehen schließen, wodurch sich bei der Nachkommenschaft die Einseitigkeit immer mehr steigert. Für die Eheleute mag das angenehmer und bequemer sein, für den Staat ist es verderblich. Es ist also Pflicht des Königs für gute Eheschließungen zu sorgen, um auch durch menschliche Bande die Guten der einen Art mit den Guten der andern Art zu verketteten. Indem er Ehren und Auszeichnungen Männern beider Arten

in gleichem Maße verleiht, lehrt er sie sich unter einander zu ehren. Die Beamtenkollegien wird der König aus Männern beider Arten zusammensehen; die Einzelämter nur Männern der besten Art anvertrauen, die beide Vorzüge in sich vereinen.

Hochansehnliche Versammlung! Das von Plato entworfene Bild des Königs und leitenden Staatsmannes, dessen Hauptzüge ich Ihnen vorgeführt habe, ist darum noch nicht wertlos für unser politisches Denken, weil es so ganz anders aussieht als unser eigenes Bild von einem König von Preußen und einem Deutschen Kaiser, wie er sein soll. Streilich der Abstand ist groß. Schon die aus Begriffen konstruierende Methode, durch die es gewonnen wird, liegt abseits von den Wegen der empirischen und historischen Betrachtungsweise, auf denen wir zu den Höhen des Allgemeinen emporzusteigen versuchen würden. Indessen ist doch diese aprioristische Methode größtenteils Schein und liegt mehr Erfahrung zugrunde, als es den Anschein hat. Aber die Erfahrungsgrundlage ist eine andere und weniger breite als die, über welche wir verfügen. Es sind die traurigen Erfahrungen aus dem Leben der griechischen Stadtstaaten, die zu der Konstruktion geführt haben, und auch der Staat selbst, den dieser König lenken soll, ist — das dürfen wir nicht vergessen — als eine griechische Polis zu denken. Manche Forderungen an den König, wie z. B. die Fürsorge für gute Eheschließungen, werden nur aus der Kleinheit des Gemeinwezens verständlich. Auch die wichtige Voraussetzung, daß in dem Staat nicht mehr als ein bis zwei Männer im Besitz der Staatswissenschaft sein werden, erklärt sich teils aus demselben Grunde, teils daraus, daß eine Staatswissenschaft, in dem Sinne wie wir von einer Wissenschaft reden, noch garnicht existierte, vielmehr die Schöpfung und Grundlegung derselben erst von Plato selbst versucht wurde. Ferner ist es uns geläufig die suchende und werdende Wissenschaft von der fertigen, systematisch abgeschlossenen zu unterscheiden. An jener kann man mehr oder weniger teilhaben, diese nur entweder besitzen oder nicht besitzen. Während nun Plato der attischen Demokratie seiner Zeit zum Vorwurf macht, daß sie das Werden der Staats- und Rechtswissenschaft unterbinde, indem sie die geltenden Rechts- und Verfassungssätze als unantastbar hinstelle, also hier den Begriff der werdenden Wissenschaft zugrunde legt, schreibt er seinem Staatsmann, den er ja als Ideal konstruiert, die fertige Wissenschaft zu, woraus die Forderung des Absolutismus sich mit logischer Notwendigkeit ergibt. Auch enthält der Begriff Wissenschaft (*ἐπιστήμη*) bei ihm intuitive Momente; die Intuition aber ist auf wenige geniale Naturen be-

schränkt und kann nur durch mündlichen Unterricht, niemals durch bloße Schriftstellerei auf andere übertragen werden; und überhaupt nicht auf alle, sondern nur auf die wenigen dafür Empfänglichen. Hier liegen also seiner Empfehlung der Monarchie und des Absolutismus Motive zugrunde, die für uns unannehmbar sind.

Daneben aber treibt ihn auf dieser Stufe seines Denkens zur Monarchie daselbe Streben, den Staat möglichst zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten, welches auch schon in der „Republik“ mit größter Entschiedenheit auftritt. Durch die Verteilung der souveränen Staatsgewalt in viele Hände, zu der die Demokratie sich durch Furcht vor ihrem Mißbrauch veranlaßt sieht, wird, nach Plato, nicht nur ihr Mißbrauch sondern auch ihr rechter Gebrauch gehemmt und die Staatsgewalt selbst geschwächt. Ihm kommt es darauf an, im Staate eine Regierung zu schaffen, die niemals das Sonderinteresse einer Klasse oder Partei, sondern immer den Staat selbst vertritt und zum Siege führt. Die Einheit des Staates, die er in der „Republik“ durch die kommunistische Organisation eines dem Wirtschaftskampf entzogenen privilegierten Standes zu erreichen hoffte, will er im „Politikos“ durch das Königtum erreichen. Dies ist nun ein Gedanke, der auch heute noch Bedeutung hat und in Erwägung gezogen werden muß gegenüber der Behauptung, daß das demokratische System wechselnder Partei- und Majoritätsregierungen an sich einen fortgeschritteneren Standpunkt der Zivilisation bedeute als ein machtvolleres Königtum. Plato wenigstens, können wir sagen, erwartete Fortschritt und Rettung der griechischen Stadtrepubliken aus kläglichem Verfall vom sozialen Königtum und die geschichtliche Entwicklung hat ihm Recht gegeben durch die Entstehung der hellenistischen Königreiche. Besonders aber spricht für den Tiefblick Platos und wärmste Zustimmung verdient es meines Erachtens, daß er die Einheit des Staates nicht nur auf Verfassungsparagraphen und Gesetze und Verwaltungstechnik, sondern auch auf die Einheit des Geistes begründen will und deshalb dem Monarchen die Fürsorge für die Erhaltung der rechten Erziehung und des Glaubens an die Ideen des Guten und Gerechten besonders ans Herz legt. Denn jener Entwicklungsoptimismus, welcher glaubt, die Entwicklung des Volksgestes müßte, sich selbst überlassen, ganz von selbst immer aufwärts zur Einigung im Guten führen, ist eine der verderblichsten geschichtsphilosophischen Phantasien. Vielmehr hat Plato die Aufgabe des Staates richtig darin erkannt, eine Organisation zu schaffen, durch die das immer nur bei einer Minderheit vorhandene und darum an sich

machtlose Gute die Macht gewinnt die Masse zu bezwingen. Wenn endlich Plato dem König die Aufgabe zuweist aus der Einheit des idealen Geistes auch das richtige Verhalten des Staates zu Krieg und Frieden entspringen zu lassen, welches darin besteht, daß er weder selbst andern Staaten und Völkern Unrecht zufügt, noch ein von andern an ihm oder seinen Bundesgenossen und Schülern begangenes Unrecht duldet, wenn seine Machtmittel es zu verhindern erlauben,¹⁵⁾ so hat er damit den Geist gekennzeichnet, der das deutsche Volk in dem jetzigen Kriege erfüllt. Wenn unser Kaiser und König durch seine Regierung diesen Geist im Volke stärkt und erhält, den Geist der fleißigen Biene, welche nicht des Stachels entbehrt, den Geist, in dem sich Herbes und Mildes zu gutem Klange paart, den Geist, der rasche und bedächtige Stimmen in einen großen einheitlichen Rhythmus zusammenzwingt — mögen sie ihn dann militäristisch schelten, weil er die deutsche Wehrhaftigkeit erhalten und die deutsche Einheit, Wohlfahrt und Freiheit schützen will — wir werden es nicht vergessen: getadelt zu werden, weil man das Rechte tut, auch das ist königlich.

Anmerkungen.

1) Daß aus dem Dialog „Kytros“ entnommene Wort des Antisthenes habe ich in der bei Dio or. 47 § 25 überlieferten Form: *καὶ τὸ κακῶς ἀκούειν καλῶς ποιοῦντα (καὶ τοῦτο) βασιλικόν ἐστιν* benutzt. Vergl. Diog. Laërt. VI 3. Dagegen zitiert Epiktet VI 4, 20: *βασιλικόν, ὃ Κῶρε, πράττειν μὲν ἐν, κακῶς δ' ἀκούειν*. Vergl. M. Anton. VII 36.

2) Die oft ausgesprochene Vermutung, daß der Monarchismus in Plato's „Politikus“ (für den das berühmte Wort der „Republik“ 473 d die Vorstufe bildet und der in den „Gesetzen“ noch nachwirkt in den geschichtlichen Betrachtungen des 3. Buches, die auf Empfehlung eines Mittelwegs zwischen Monarchie und Demokratie hinauslaufen) mit seinen sizilischen Abenteuern und den politischen Hoffnungen zusammenhängt, die er erst auf den jüngeren Dionysios, später auf Dion setzte, ist auch mir höchst wahrscheinlich.

3) Daß Antisthenes dies gelehrt hat, ist zwar nirgends direkt überliefert, ergibt sich aber mit Notwendigkeit aus der polemischen Tendenz, die in den an den Mythos anschließenden Erörterungen z. B. 272 b-d 275 a-c unverkennbar ist. Der hier bekämpfte ungenannte Autor ist offenbar derselbe, auf den sich der Spott über den Schweinestaat Rep. II 372 d bezieht, und kann nur Antisthenes sein.

4) Politikus 268 d — 274 d.

5) Politikus 279 b — 283 a.

6) Übersicht der gemeinnützigen Tätigkeiten, Politikus 287 d — 291 a.

7) Beurteilung der Verfassungsformen, Politikus 291 d — 303 b.

8) Die geschriebenen Gesetze ein Nothelf, Politikus 294 a — 295 b.

9) Die Analogie zwischen der im „Politikus“ enthaltenen Beurteilung der geschriebenen Gesetze und der Beurteilung der wissenschaftlichen Schriftstellerei im „Phaidros“ springt in die Augen. Plato hatte seine vor kurzem im „Phaidros“ vorgetragene Ausführungen noch in frischer Erinnerung als er die Stelle im „Politikus“ über die *γράμματα* schrieb.

10) Das steht an keiner einzelnen Stelle im „*Politicus*“, ergibt sich aber aus dem ganzen Sinn des Verfahrens, durch das die Herrscherkunst gegen die andern gemeinnützigen Künste abgegrenzt wird.

11) Die drei größten Künste: Feldherrnkunst, richterliche Kunst, Redekunst, *Politicus* 303 d — 305 c.

12) Dieser Satz findet sich zwar nicht in dieser Form und Ausdrucksweise im „*Politicus*“, ist aber eine sinngemäße Verallgemeinerung von dem, was Plato selbst über den Kampf zwischen Besonnenheit und Tapferkeit sagt. *Politicus* 306 a bis Ende.

13) Was ich im Text „Glaube an die Ideen“ nenne, heißt bei Plato selbst 309 c *ἢ τῶν καλῶν καὶ δικαίων περὶ καὶ ἀγαθῶν καὶ τῶν τούτοις ἐναντίων ὄντως ὄντων ἀληθείας δόξα μετὰ βεβαιώσεως*. Man sieht, der Ausdruck „Wissen“ ist absichtlich vermieden.

14) Ich habe im Text die kurzen Andeutungen *Politicus* 309 d e im Sinne der Äußerungen der „*Republik*“ über den *Θυμός* als Bundesgenossen der Vernunft erläuternd ausgesponnen.

15) Diese Formulierung stammt nicht aus dem „*Politicus*“ selbst, sondern aus den „*Gesetzen*“ 828 d: *δεῖ δὲ αὐτὴν (scil. τὴν πόλιν) καθάπερ ἓνα ἄνθρωπον ζῆν εὖ, τοῖς δὲ εὐδαιμόνως ζῶσιν ὑπάρχειν ἀνάγκη πρῶτον τὸ μήτε ἀδικεῖν ἄλλους μήθ' ὑφ' ἑτέρων αὐτοὺς ἀδικεῖσθαι. τούτοις δὲ τὸ μὲν οὐ πάνυ χαλεπὸν, τοῦ δὲ μὴ ἀδικεῖσθαι κτήσασθαι δύναμιν παγχάλεπον, καὶ οὐκ ἔστιν αὐτὸ τελέως σχεῖν ἄλλως ἢ τελέως γενόμενον ἀγαθόν. ταῦτόν δὲ τοῦτό ἐστι καὶ πόλει ὑπάρχειν, γενομένη μὲν ἀγαθῆ βλος εἰρημικός, πολεμικός δὲ ἔξωθεν τε καὶ ἐνδοθεν ἂν ᾖ κακῆ. τούτων δὲ ταύτη σχεδὸν ἐχόντων οὐκ ἐν πολέμῳ τὸν πόλεμον ἐκάστοις γυμναστέον, ἀλλ' ἐν τῷ τῆς εἰρήνης βίῳ.*